Predigt im Universitätsgottesdienst

Peterskirche Heidelberg – 28.10.2018

über Mt 18,15–20

Prof. Dr. Matthias Konradt

Liebe Gemeinde,

der heutige Predigttext steht im Matthäusevangelium, im 18. Kapitel. Ich lese die Verse 15 bis 20:

15 Wenn aber dein Bruder sündigt, geh und weise ihn zurecht zwischen dir und ihm allein! Wenn er auf dich hört, hast du deinen Bruder gewonnen. 16 Wenn er aber nicht hört, nimm mit dir noch einen oder zwei, damit jede Sache auf die Aussage von zwei oder drei Zeugen gestellt sei! 17 Wenn er aber nicht auf sie hört, sage es der Gemeinde! Wenn er aber auch auf die Gemeinde nicht hört, sei er für dich wie der Heide und der Zöllner!

18 Amen, ich sage euch: Was immer ihr auf der Erde bindet, wird im Himmel gebunden sein; und was immer ihr auf der Erde löst, wird im Himmel gelöst sein.

19 Wiederum, amen, sage ich euch: Wenn zwei von euch auf der Erde einig sind über jede beliebige Sache, um welche sie bitten, wird es ihnen von meinem Vater in den Himmeln geschehen. 20 Denn wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind, dort bin ich mitten unter ihnen.

Liebe Gemeinde, ging es Ihnen beim Hören des Textes auch so, dass er einen merkwürdig gemischten Eindruck hinterlässt – als ein zugleich ansprechender wie befremdlicher Text? Da ist zum einen der aufbauende Zuspruch: „Wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind, dort bin ich mitten unter ihnen.“ Als ich selbst im Studium war und mit Kommilitonen Bibelkunde lernte, haben wir diesen Vers liebevoll den Skatspruch genannt, weil man sich so gut merken konnte, dass er in Mt 18,20 steht. Wo zwei oder drei versammelt sind in Jesu Namen, da gilt ihnen die Zusage des Mitseins und der Gegenwart Jesu – und damit Gottes, denn Jesus ist für Matthäus der Immanuel, der „Gott-ist-mit-uns“ (1,23).

Auf der anderen Seite steht in unserem Text aber auch der zunächst einmal ziemlich harsch klingende „Rausschmeißer“: „Wenn er auch auf die Gemeinde nicht hört, sei er für dich wie der Heide und der Zöllner!“ Und überhaupt: „Wenn dein Bruder sündigt, *weise ihn zurecht*.“ Wer würde sich heute schon gern zum Advokaten der hier geforderten Zurechtweisung machen?! Soll es in einer christlichen Gemeinde heute wirklich Zurechtweisung geben, bei der einer, der zu wissen meint, wie man sich richtig verhält, einem anderen, der vermeintlich vom Pfad der Tugend abgekommen ist, die Leviten liest? Besser doch einander in Ruhe lassen. Leben und leben lassen. Sollen die anderen doch machen, was sie wollen. Hauptsache, sie lassen auch mich in Ruhe.

Aber kann das alles sein? Für Matthäus geht es bei den Gesprächen, zu denen unser Text die Gemeindeglieder auffordert, um nicht weniger als Heil oder Unheil des Mitmenschen. Jemanden, der auf Abwege gerät, *nicht* zurechtzuweisen, das wäre für Matthäus ein Akt schlimmer Lieblosigkeit. Das bedeutete, sich nicht darum zu kümmern, wenn ein Gemeindeglied sich vom Glauben entfernt. Das bedeutete, jemanden im Stich zu lassen, wenn er in seinem Glauben und in seiner Lebensorientierung Hilfe braucht. Die gemischten Gefühle, die unser Text bei vielen heutigen Hörern und Leserinnen hervorruft, haben die ersten Christinnen und Christen, die durch ihn angesprochen wurden, kaum gehabt. Für sie dürfte der Text aus einem Guss gewesen sein. Und seine Klangfarbe ist Dur, nicht Moll.

Versuchen wir uns der Stoßrichtung des Textes, und zwar auch seiner für uns heute schwierigen Passagen, zu nähern. Unsere Verse gehören zu einer Rede, die Jesus seinen Jüngern hält, als er auf dem Weg nach Jerusalem ist. Jesus hat seinen Jüngern seinen bevorstehenden Tod angekündigt. Im Angesicht seines Gangs ins Leiden unterweist er seine Jünger über Grundlagen ihres gemeinschaftlichen Lebens als Gemeinde, und diese Grundlagen sind direkt bestimmt durch den Weg, den Jesus in Jerusalem gegangen ist. Er hat nicht irdischen Glanz gesucht, sondern den Weg ans Kreuz auf sich genommen, und er stirbt zum Heil der Menschen, zur Vergebung der Sünden. Im Matthäusevangelium wird schon gleich am Anfang Sinn und Bedeutung des Kommens Jesu auf diese Weise bestimmt. In einer Engelsoffenbarung wird Joseph bedeutet, er solle dem Kind den Namen Jesus geben, dessen Bedeutung im antiken Judentum mit „Heil des Herrn“ wiedergegeben wurde (Philo, Mut 121). Denn, so erläutert der Engel Joseph, Jesus „wird sein Volk von den Sünden retten“ (Mt 1,21). Vor dem Hintergrund dieser Namensdeutung steht auf dem Kreuzestitel im Matthäusevangelium nicht nur „der König der Juden“ wie bei Markus (Mk 15,26), sondern: „Dieser ist *Jesus*, der König der Juden.“ Wenn die Glaubenden *auf den Namen Jesu hin* versammelt sind, dann ist der mitten unter ihnen, der „das Heil des Herrn“ ist, der verkörpert, dass Gott das Heil der Menschen will, der diesen Heilswillen Gottes bis zum Tod und durch den Tod hindurch zum Ausdruck gebracht hat und in seinem Dienst für die Menschen zugleich den Jüngern ein Vorbild hinterlassen hat. „Wer unter euch der Erste sein will, soll euer Knecht sein, wie der Menschensohn nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösegeld für viele zu geben“ (Mt 20,27f).

Von diesem Heilswillen Gottes ist auch die Rede Jesu in Mt 18 bestimmt. Die Rede wird dadurch ausgelöst, dass die Jünger darüber räsonieren, wer der Größte im Himmelreich ist. „Die haben Sorgen“, mag Jesus sich angesichts seines Weges nach Jerusalem gedacht haben. Er antwortet, indem er seinen offenbar auf Ruhm und Sonderplätze bedachten Jüngern einen Grundsatz einschärft: Wer sich selbst erniedrigt, der ist im Himmelreich der Größte. Wer also nicht für sich selbst lebt, wie Jesus nicht für sich selbst gelebt hat. Wer gering wird, indem er dem Mitmenschen dient und sich um die Geringen kümmert, die Geringgeachteten, die Geringgeschätzten; um die Schwachen, die Unsicheren, die Zweifelnden, die nicht immer schon wissen und lautstark verkünden, wo es lang zu gehen hat; um die Zarten, Zerbrechlichen.

So schärft Jesus seinen Jüngern in der Rede in Mt 18 ein, dass zur von ihnen geforderten Haltung der Niedrigkeit gehört, die Kinder anzunehmen, die in der damaligen Gesellschaft nicht viel galten. Es gehört ferner dazu, den Geringen, die an Jesus glauben, aber ungefestigt sind, keinen Anstoß zu bereiten, sondern sie zu stärken und Rücksicht auf sie zu nehmen. Man darf sie nicht verächtlich behandeln, sagt Jesus; Gott hat ein besonderes Augenmerk auf sie. Was Jesus hier meint, illustriert er durch ein Gleichnis, durch eine Variante des Gleichnisses vom verlorenen Schaf. In dieser Variante ist das Schaf nicht verloren, aber es hat sich verirrt. Ein guter Hirte wird diesem Schaf nachgehen, es suchen, damit es nicht verloren geht. Entsprechend gehört zum Dienst von Christinnen und Christen, dass sie sich über ein Gemeindeglied, das vom Weg der Nachfolge abgekommen ist, nicht das Maul zerreißen, sondern ihm wie ein guter Hirte nachgehen, das Gespräch suchen. Denn, so Jesus, „es ist nicht der Wille vor eurem Vater im Himmel, dass einer [wörtlich: eines] dieser Geringen verloren geht“ (18,14).

Unser Predigttext, liebe Gemeinde, schließt an diesen Vers an. Bei dem Gespräch, das mit jemandem geführt werden soll, der sich verfehlt hat, geht es um die Suche eines Hirten nach einem verirrten Schaf, weil Gott nicht will, dass einer dieser Geringen verloren geht. Die drei Stufen, die in unserem Text skizziert werden – erst ein Gespräch unter vier Augen, dann eine oder zwei vertrauenswürdige Personen zur Unterstützung hinzuziehen, erst dann das Forum der Gemeinde –, diese drei Stufen sollen illustrieren, dass die Suche des Verirrten nicht mit einem kurzen Gespräch erledigt sein kann. Wenn es nötig wird, ist das eine Aufgabe, die einen längeren Atem erfordert.

Wir stoßen uns vielleicht an dem Verb, das bei Matthäus hier steht: zurechtweisen. Wir würden eher von einem seelsorglichen oder diakonischen Handeln sprechen. Aber was unser Text im Blick hat, ist im Grunde nichts wesentlich Anderes. In den Geboten des Alten Testaments ist vom Zurechtweisen im Umfeld des Liebesgebotes die Rede: „Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern du sollst deinen Nächsten zurechtweisen …. 18 Du sollst dich nicht rächen noch Zorn bewahren …, [sondern] *du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*.“

Was Jesus hier in Mt 18 seinen Jüngern für den Umgang miteinander anempfiehlt, ist eingebettet in eine auch anderorts im antiken Judentum begegnende Ausdeutung des Liebesgebots. Wenn dein Nächster sich etwas zu Schulden kommen lässt, dann stell dich nicht an jede Straßenecke, um es überall und allen zu erzählen, dann stell ihn nicht an den Pranger, damit er bei möglichst vielen schlecht dasteht. Und auch wenn Du von seinem Tun vielleicht gar selbst betroffen bist, räche dich nicht. Suche vielmehr das Gespräch mit ihm, und zwar zunächst einmal nur du und dein Nächster, unter vier Augen. Sprich nicht über ihn. Sprich mit ihm. Versuche, ihn wieder auf einen guten Weg zu leiten. Das ist Ausdruck der Liebe.

Wie kann das konkret ausgesehen haben? Vielleicht so: Der Kleinhändler Joseph scheint einen guten Lauf zu haben. Früher hatte er nie mehr als das, was gerade zum Überleben reicht. Aber nun scheint er sich aufzuschwingen; immer mehr verfügt er über mehr als auskömmliche Einnahmen. Ferner sitzt er in der Gemeinde seit kurzem im Presbyterium. Sein Nachbar Philipp hatte das Nachsehen.

Da findet Philipp, als er bei Joseph kauft, heraus, warum dieser beruflich zuletzt so erfolgreich war. Maße und Gewichte stimmen nicht. Na, wenn das nichts ist, um den Spieß in der Gemeinde umzudrehen. Er müsste jetzt nur Josephs Treiben öffentlichkeitswirksam bloßstellen.

Aber Philipp folgt Jesu Weisung: Er sucht das Gespräch mit Joseph – unter vier Augen. Der aber leugnet zunächst. Ist das jetzt Chuzpe, fragt sich Philipp, – oder vielleicht doch Scham? Wie dem auch sei. Philipp will nicht, dass Joseph weiter ins Kriminelle abdriftet. Und er denkt an Jesu Worte: Jesus erwartet einen weiteren Anlauf. Also weiht er Johanna ein; sie ist absolut vertrauenswürdig. Und sie kann gut argumentieren und andere überzeugen. So unternehmen sie zusammen einen neuen Anlauf. Gemeinsam schaffen sie es, Joseph zu überzeugen, dass es nicht darum geht, ihn jetzt fertig zu machen – er muss nicht weiter leugnen. Sie wollen ihm zeigen, dass der Eindruck, die ganze Welt sei voll von Lug und Betrug, nicht dazu berechtigt, selbst seine kleinen Vorteile zu suchen. Das ist nicht Gottes Wille. Als Christen stehen wir für eine andere Welt.

Philipp und Johanna sind verschwiegen. Die anderen aus der Gemeinde erfahren nichts. Natürlich auch nicht, dass die Spende neulich von Joseph stammt, denn die geschah – gut matthäisch – im Verborgenen. So kommt nun das, was Joseph zu Unrecht eingenommen hat, den Armen zugute.

In der Gemeinde, der Joseph, Philipp und Johanna angehören, wurde überhaupt erst ein einziges Mal die Gemeinde als Ganze einbezogen, als es ein Problem gab. In diesem Fall waren alle vorigen Bemühungen vergeblich. Ein gewisser Lucius, der gerade erst zur Gemeinde hinzugestoßen war, weigerte sich, sich an eine Regelung zu halten, die von den anderen Gemeindegliedern als unbedingt verpflichtend angesehen wurde. Warum sollte er als freier Mann nicht das Recht haben, mit seiner Sklavin zu verkehren? Jeder freie Mann im römischen Reich hatte doch dieses Recht, also doch auch er. Was hat denn sein Glaube an Christus mit dieser „Privatsache“ zu tun, fragte er. Eine Menge, meinten die anderen in der Gemeinde. Ein Christ kann eine Sklavin nicht wie eine Sache behandeln, über die man nach Belieben verfügt. Eine Sklavin ist ein Mensch mit Rechten, argumentierten sie. Aber sie drangen damit bei Lucius nicht durch und beschlossen am Ende, ihn vor die Tür zu setzen. Hier war nichts zu machen, jedenfalls nicht durch gutes Zureden.

Nach dem Wort Jesu war die Gemeinde in diesem Fall nicht befugt, ihm die Vergebung der Sünden wirksam zuzusprechen. „Amen, ich sage euch: Was immer ihr auf der Erde bindet, wird im Himmel gebunden sein; und was immer ihr auf der Erde löst, wird im Himmel gelöst sein.“ „Etwas lösen“ steht hier für „vergeben“. „Binden“ für „das Behalten der Sünden“, das die Gemeinde feststellt.

Aber es gibt ja noch eine weitere Möglichkeit. Das Bemühen um den anderen ist auch dann noch nicht als erfolglos abzuhaken, wenn selbst die ganze Gemeinde in ihrem Bemühen gescheitert ist, also in unserem Beispiel: nachdem Lucius vor dem Forum der Gemeinde erklärt hat, dass er sich der in seinen Augen befremdlichen Ansicht nicht beugen werde, dass er mit seiner Sklavin nicht verkehren dürfe. Denn auch jetzt bleibt immer noch das Gebet für Lucius, die Fürbitte.

Darum, liebe Gemeinde, geht es in den letzten Versen unseres Predigttextes: „Wenn zwei von euch auf der Erde einig sind über jede beliebige Sache, um welche sie bitten, wird es ihnen von meinem Vater in den Himmeln geschehen. Denn wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind, dort bin ich mitten unter ihnen.“ Dass die Gemeinde darauf vertrauen darf, dass Gott ihre Fürbitte hört, wird damit begründet, dass Jesus in ihrer Mitte ist, bei ihnen gegenwärtig ist, also eben jener Jesus, der durch sein Wirken gezeigt hat, dass Gott auf das Heil der Menschen aus ist.

Liebe Gemeinde, unser Predigttext sieht die christliche Gemeinschaft als einen Ort, an dem die Glaubenden sich auf den Namen Jesu hin, des Immanuel, des „Heil des Herrn“, versammeln und in der der Heilswille Gottes in der Sorge füreinander lebensweltlich erfahrbar wird. Das gilt auch uns heute als Gemeinschaft, wo immer zwei oder drei versammelt sind – ob hier im Gottesdienst oder auch in unseren alltäglichen Begegnungen. Auch uns gilt die Zusage, dass Christus mitten unter uns ist, um seine heilvolle Gegenwart zu schenken und Gottes Heilswillen zum Antrieb unseres Lebens zu machen.

Das heißt nicht zwingend, dass wir das Verfahren neu beleben sollten, das unser Predigttext beschreibt, an dessen Ende eben die Möglichkeit des Gemeindeausschlusses steht. Unsere volkskirchliche Situation ist heute eine ganz andere als die der ersten Gemeinden vor fast 2000 Jahren, die kleine Gruppen in einem meist recht feindlich zu ihnen eingestellten Umfeld waren. Aber die Sorge füreinander, die einen langen Atem erfordert und auch das Gebet füreinander einschließt, solche Sorge füreinander scheint mir ein bleibend wichtiger Impuls unseres Predigttextes zu sein. Es geht darum, sich vom Heilswillen Gottes, der hier zum Ausdruck kommt, bestimmen zu lassen und unbedingt das Gute für unsere Mitmenschen zu wollen. Warum kann und soll ich das wollen? Weil es das Fundament meines eigenen Lebens ist, dass Gott für mich alles Gute nicht nur gewollt, sondern in Christus getan hat; dass *mir* in Christus *meine* Sünden vergeben sind, weil Gott mich barmherzig ansieht – und mir damit zugleich die Möglichkeit schenkt, auch die Menschen um mich herum im Lichte des Heilswillens Gottes zu sehen.

Im Vers nach unserem Predigttext fragt Petrus Jesus, wie oft er denn dem vergeben müsse, der gegen ihn gesündigt habe – wir haben dies eben in der Lesung gehört. Jesus antwortet nicht bloß mit einer Forderung: Vergebung soll keine Grenze kennen. Er begründet diese Forderung zugleich mit einem Gleichnis. Der Knecht, der seinem Mitknecht vergeben soll, erscheint als jemand, dem zuvor vom König eine riesige Schuld erlassen wurde. Wir stehen vor unseren Mitmenschen als solche, die selber aus der Barmherzigkeit Gottes heraus leben und denen die selbst erfahrene Barmherzigkeit Gottes zum Verpflichtungsgrund für das eigene Handeln geworden ist. Dafür steht auch unser Fragesteller Petrus, der seinen Herrn verleugnet hat und doch der Fels ist, auf dem Jesus seine Kirche errichtet.

Und der Friede Gottes, der höher steht als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.